

4. Februar 2003, Süddeutsche Zeitung

### **Predigt der Koran Gewalt? – Einführung für Laienexegeten**

Eine Szene aus dem Alltag des deutsch-muslimischen Dialogs: Zwei deutsche Islam-Experten diskutieren mit einem Muslim die sogenannte "Islamische Charta", in der sich der Zentralrat der Muslime in Deutschland zu den Grundsätzen der deutschen Verfassung bekennt, so zur Demokratie, zu den Menschenrechten und einem säkularen Rechtssystem. Auf dem Podium belehren die beiden Experten den Muslim, daß seine Charta überhaupt nicht mit dem Islam zu vereinbar sei. Der Islam, so sagte einer der beiden Experten, kenne keine Trennung von Staat und Religion. Deshalb müßten Muslime wesentliche Teile ihres Glaubens aufgeben, wollten sie tatsächlich das Grundgesetz anerkennen. Zum Kernbestand des Islam gehöre, ergänzte der zweite Experte, daß jeder Muslim verpflichtet sei, den Islam gewaltsam zu verbreiten. Der Muslim widerspricht heftig.

Verherrlicht der Koran die Gewalt? Die beiden Experten belegten ihre These mit Versen aus dem Heiligen Buch der Muslime, so wie es deutsche Diskutanten stets tun: Kaum eine öffentliche Veranstaltung zum Islam, bei der die deutschen Dialogpartner und, wenn nicht sie, dann zwei, drei Zuhörer aufspringen und den muslimischen Rednern aggressive Verse aus dem Koran entgegenhalten. Gerade im Internet sind Dutzende von beängstigenden Äußerungen im Umlauf. Viele davon sind schlicht erfunden oder tendenziös übersetzt. Aber die korrekten Zitate genügen, um die islamische Gefahr zu beschwören, so der Verweis auf Sure 4:81 "Kämpfe nun um Gottes Willen! Und feuere die Gläubigen an." Ein anderer Vers, der im „Dialog mit den Muslimen“ selten fehlt, ist Sure 2:191: „Und tötet sie (die Heiden), wo immer ihr sie findet.“ Noch häufiger zitiert, ja wahrscheinlich der im Westen bekannteste Vers des Korans ist Sure 8:12, gewöhnlich als einfaches „Schlagt sie tot“ übersetzt: „Haut ihnen (den Heiden, Ungläubigen) auf den Nacken und schlägt zu auf jeden Finger von ihnen.“

Solche Zitate werden von Muslimen am liebsten mit anderen Zitaten beantwortet. Um im interreligiösen Dialog zu bestehen, verweisen sie auf die Barmherzigkeit

Gottes, die der Koran am Anfang jeder Sure hervorhebt, oder auf das Wort „Islam“, das sich von der Wurzel „salama“ ableitet, mithin vom Wort Frieden. Unter den Versen, die Muslimen zum Nachweis ihrer eigenen Friedfertigkeit dienen, ist der beliebteste gewiß Sure 2:256: „Kein Zwang in der Religion“. Auch Sure 5:32 scheint den Humanismus des Islams zu unterstreichen: "Tötet man einen Menschen tötet, ist es, als tötete man die ganze Menschheit."

Man kann ein solches Surenpingpong beliebig fortsetzen. Nur über den Koran selbst erfährt man dabei nichts. Einzelne Verse, aus ihrem textuellen und historischen Kontext gerissen und von ihrer Rezeptionsgeschichte abgetrennt, sagen nichts aus, weder über die Friedfertigkeit noch über die Gewalt des Korans. Den Koran als Steinbruch zu behandeln, aus dem man sich schlägt, was einem gerade paßt, widerspricht seiner sprachlich und kompositorisch hochdiffizilen Struktur, es steht aber auch den wichtigsten Deutungstradition des Islams entgegen. So gedankenlos man heute auch in der islamischen Welt selbst mit dem Koran umgeht, da es CD-Roms und das Internet erlauben, ihn nach beliebigen Stichwörtern durchzusuchen, so war sich doch die islamische Theologie immer bewußt, daß der Koran nur in der Gesamtheit seiner Aussagen und mit Blick auf die Bedingungen seiner Genese verstanden werden kann. Man wußte, daß er die Sammlung der deutungsbedürftigen und vieldeutigen Offenbarungen ist, die der Prophet Mohammed im Verlaufe von dreiundzwanzig Jahren in spezifischen historischen Situationen empfangen hat, und die islamische Theologie hat die Aussagen des Korans immer vor dem Hintergrund dieser Situationen gedeutet, denen sich ein eigener Zweig der Koranwissenschaft widmet, die Wissenschaft von den „Anlässen der Offenbarung“ (*asbâb an-nuzûl*). Das ist noch keine historisch-kritische Betrachtungsweise, bedeutet aber nichts anders, als daß die islamische Theologie die Botschaft des Korans von Beginn im Kontext ihrer Entstehung verstanden hat. Dadurch konnte sie auch mit jenen Widersprüchen umgehen, die unauflösbar erscheinen, wenn man nur einzelne Zitate wahllos gegeneinanderhält.

Insbesondere in der ersten Verkündigungsperiode hat der Koran die Anwendung von Gewalt zur Ausbreitung des Glaubens ausdrücklich verboten. Wer die

Toleranz des Islams zu belegen sucht, wird daher vorzugsweise in diesen frühen Suren fündig werden. In Medina wird das Gewaltverbot an einer Stelle explizit aufgehoben, nämlich in Sure 4:77: „Denjenigen, die gegen die Ungläubigen kämpfen, ist die Erlaubnis zum Kämpfen erteilt worden, weil ihnen vorher Unrecht geschehen ist“, heißt es dort. Die Erlaubnis ist ihnen für diesen Fall „erteilt worden“, das heißt, sie war vorher verboten gewesen. Wie man aus der Sure weiter erfahren kann, waren die Muslime über diese Änderung zunächst irritiert; offenbar schreckten sie davor zurück, die alten Stammesbrüder nun militärisch zu bekämpfen: „Hast du nicht jene gesehen, zu denen man anfänglich sagte: Haltet eure Hände vom Kämpfen zurück und verrichtet das Gebet und gebt die Almosensteuer? Als ihnen dann vorgeschrieben wurde, zu kämpfen, fürchtete auf einmal ein Teil von ihnen die Menschen.“ An dieser Stelle, als sich der Konflikt zwischen dem Aufrührer Mohammed und den mekkanischen Eliten zugespitzt hat, kommt nun die Aufforderung, sich zur Wehr zu setzen. Die beliebten Zitate wie Sure 8:12 – „Haut ihnen auf den Nacken!“ – haben hier ihren historischen Kontext. Sie wurden vom Hauptstrom der islamischen Theologie immer auf die konkrete Situation bezogen und nicht als eine generelle Aufforderung, die Ungläubigen zu bekämpfen. Die Aufgabe der Theologie bestand gerade darin, die allgemeine und zeitlose Haltung des Schöpfers zu verstehen, die unter verschiedenen historischen Bedingungen zu unterschiedlichen Aussagen führt. Daß die übergeordnete Botschaft des Korans auf den Frieden zielt, wie die islamische Theologie stets befand, ist keine bloße Floskel für den Dialog der Religionen; die Dialektik von Wehrhaftigkeit und Ausgleich, die die historische Situation der frühen Muslime reflektiert, zieht sich durch die gesamte Offenbarungsgeschichte hindurch, um immer wieder darauf zu rekurrieren, daß das Gewaltmonopol bei Gott liegt: Der Mensch darf nicht tun, was Gott vorbehalten ist. Dutzende Verse im Koran betonen, daß der Ungläubige die Strafe schlimmer erfahren wird, als je ein Mensch sie ihm zufügen könnte: nämlich im Jenseits. Aber es gibt auch zwei eindeutige Ausnahmen des Tötungsverbots: zum einen die Bestrafung des Mörders,

zum zweiten das Töten im Kampf zur Verteidigung. Der Koran predigt also keineswegs den Pazifismus, setzt der Anwendung von Gewalt aber klare Grenzen.

Natürlich gibt es eine Reihe von koranischen Aussagen, die heutigen Menschenrechtsvorstellungen widersprechen. Dieser Widerspruch löst sich auch nicht immer mit Blick auf die Offenbarungsgeschichte auf. Wenn man im Falle des Korans allein die bekannten *hudud*-Strafen nimmt, das Abhacken der Hand bei Diebstahl etwa, dann hilft alles Dialogisieren nicht darüber hinweg, daß sie im Koran ausdrücklich vorgesehen sind. Die Frage ist aber, wie sich Muslime zu diesen Versen verhalten, wie sie Aussagen, die in einem bestimmten historischen Kontext als göttlich herabgesandt worden sind, auf eine andere Zeit beziehen: Das Spektrum der Antworten reicht im Islam von der unbedingt wörtlichen Auslegung bis zu Interpretationen, die dem Koran jegliche Relevanz für die Gesetzgebung absprechen. Im Christentum ist das nicht grundsätzlich anders, und zwar nicht nur mit Blick auf das Alte Testament, das als irrelevant zu betrachten eine recht neue Entwicklung ist. Auch das Neue Testament fordert Rechtsnormen, die Bereitschaft zum Martyrium und eine religionsgeschichtlich einzigartige Anstrengung zur Mission ein, die sich gegen das dialogische Geplänkel sperren. Und nicht anders als bei den islamischen Terroristen wurde auch das Schwert, das Jesus in Matthäus 10.24 zu bringen verkündet, im Christentum immer wieder wörtlich verstanden, und zwar nicht nur in der fernen Vergangenheit, wenn man an die religiöse Verbrämung der Apartheid in Südafrika denkt, an die dezidiert christliche Ideologie der serbischen Extremisten, die Ankündigung Silvio Berlusconis, die islamische Welt „zu erobern“, oder die antiislamische Rhetorik, mit der die Russen ihren Verbrechen in Tschetschenien eine christliche Weihe geben. Religionen sind schroff, allein schon ihr Anspruch auf absolute Wahrheit ist an sich ein Skandal. Darin liegt ihre Gefahr, darin läge zugleich auch jenseits allen gutgemeinten Nivellierens heute die Kraft des offenbarten Wortes, sofern es nicht staatliches, die Andersdenkenden verpflichtendes Gesetz ist: daß es aus einer anderen Welt zu stammen scheint und nicht einfach sagt, was wir ohnehin denken. Das gegenwärtige Misere des Islams wurzelt – verallgemeinernd gesagt – hier: in der

bislang nur bedingt vollzogenen oder sogar rückgängig gemachten Säkularisierung und Offenheit der religiösen Hermeneutik.

„Der Koran ist eine Schrift zwischen zwei Buchdeckeln, die nicht spricht; es sind die Menschen, die mit ihm sprechen“, sagt Imam Ali, der vierte Kalif des Islams. Die Offenbarung bedarf der Interpretation, und erst mit Blick auf die verschiedenen Lesarten und ihre realpolitische Wirkung läßt sich über den Islam sprechen. Daß dessen Bild in der Gegenwart erschreckend aggressive Züge aufweist, darüber darf nicht geschwiegen werden und sollte gerade muslimische Denker mehr beunruhigen als westliche Klischees; wer jedoch in der Intoleranz einen Wesenskern nur des Islams zu erkennen meint, leugnet die ungleich gewalttätigere Geschichte des Christentums.

Daß Religionen aus der Gesamtheit ihrer Lesarten bestehen, gilt für jede Religion, wurde aber außer im Islam wohl nur im Judentum so klar benannt. Ein klassischer Korankommentar enthält stets mehr als nur eine Deutung. Erst nachdem der Exeget die möglichen Interpretationen aufgezählt hat, stellt er seine eigene vor, um mit der Floskel *wa-llahu a'lam* abzuschließen, „Und Gott weiß es besser“. Daß niemand über die absolute Deutung verfolgt, gehört zu den Grundannahmen der klassischen muslimischen Exegese, die im theologischen Disput zwar immer schon übergangen, aber niemals so konsequent bestritten wurden wie heute von muslimischen Fundamentalisten und westlichen Experten, die mit dem Koran in der Hand Muslime darüber belehren, wie fanatisch ihre Religion sei.

Die unbedingte Relativität der menschlichen Auslegung, die aus dem Glauben an die absolute Göttlichkeit der koranischen Rede erfolgt, hat sich in muslimischen Gesellschaften in einem Spannungsverhältnis zwischen einem umfassenden Kanon von Normen und der Läßlichkeit gegenüber ihrer Nichtbeachtung ausgedrückt. Ein Großteil dessen, was heute als islamische Kultur begriffen wird, die Meisterwerke der Poesie, Architektur, Bildenden Kunst, Musik, Mystik und Philosophie haben nicht nur außerislamische Einflüsse aufgenommen – nein, viele ihre Werte und Motive stehen in offenem Widerspruch zu den Normen, die der Koran vorgibt,

ohne daß sie deswegen von einer Mehrheit als häretisch aufgefaßt worden sind. Man denke nur an das zentrale Motiv des Weins oder der gleichgeschlechtlichen und promiskuitiven Liebe in der Dichtung, an den strengen Rationalismus der Philosophie, an den Prunk der Moscheen, die ekstatischen Gesänge und das Bekenntnis zur Gleichwertigkeit der Religionen in der islamischen Mystik, die Verspottung aller Autoritäten einschließlich der göttlichen durch die prominenten Narren der verschiedenen Volksliteraturen.

Ein Hauptanliegen von Fundamentalisten ist gerade, den Islam von seiner Kultur zu säubern, auch von seiner gewachsenen religiösen Kultur. Sie wollen zurück zur nackten Schrift und fassen alle historischen Erscheinungen, die ihr nicht entsprechen, und auch die Gegenwart mit der Begrifflichkeit der Ketzerei. Daß darin eine reale Bedrohung liegt, demonstriert der kulturelle und religiöse Bildersturm, wie ihn die Wahhabiten in Saudi-Arabien oder die Taliban in Afghanistan exzessiv betrieben haben. Aber noch ist die Lebensrealität der meisten Muslime eine andere. Man muß nur einmal nach Kairo, nach Marakesch, nach Istanbul reisen, um zu begreifen, wie sehr sich die muslimischen Gesellschaften von dem Bild unterscheiden, das sie der Schrift nach abgeben müßten. Was Islam ist, das wird dort ungleich integrativer, durchlässiger verstanden als im deutschen Dialog mit dem Islam – noch jedenfalls.

Wer als Muslim in Deutschland die rechtlichen oder alltäglichen Gebote des Islams weniger ernst nimmt als seine ethische oder spirituelle Botschaft, der erlebt oft, daß seine deutschen Mitbürger halb erleichtert, halb enttäuscht ausrufen: Ach, Sie sind ja gar kein echter Muslim. Eine repräsentative Umfrage brachte kürzlich zutage, daß trotz der eher zunehmenden Religiosität der Bevölkerung immer noch 85 Prozent der Türken jemanden, der das Ritualgebet nicht einhält oder Alkohol trinkt, als guten Muslim betrachten. Überrascht kann darüber nur sein, wer nicht mit dem Islam aufgewachsen ist.

Man kann den Islam verstehen, wie Tilman Nagel ihn versteht, einer der beiden Experten auf dem eingangs erwähnten Podium der Hans Seidel-Stiftung; anders als

sein Mitdiskutant Hans-Peter Raddatz ist Nagel kein Eiferer und steht er auf philologisch sicherem Grund. Doch zum Glück für die Menschen scheren sich Geschichte und Gegenwart des Islams nicht durchweg um die Dogmen, die Nagel aus dem Koran ableitet –will sagen: der Islam lebt wie jede andere Religion gerade in der Dialektik zwischen den Texten und ihren Lesern. Wenn man Nagel folgt, müßte man die Mehrheit der Leser - jene Muslime also, die aus den gleichen Quellen andere, aus Sicht Nagels: falsche Schlüsse ziehen - zu Ungläubigen erklären. Das haben die Muslime nicht nötig. Von solchen Experten haben sie selbst genug.